

Blick in die Zeit  
Sonntag, 19. März 2006, 14.50 bis 15.00 Uhr

**Gott sehen**  
**Wie aktuell ist das Bilderverbot?**

„Gott sehen“, so heißt eine Ausstellung in der Kartause Ittingen, einem ehemaligen Kloster in der Schweiz, im Kanton Thurgau. Wie aber lässt Gott sich sehen? Die Ausstellung präsentiert Werke der zeitgenössischen Kunst, die Gott ins Bild zu setzen versuchen. Zum Beispiel eine Serie von Fotografien des Amerikaners Duane Michals mit dem Titel „Christ in New York“. Christus ist auf diesen Schwarz-weiß-Bildern als Mensch in die Welt zurückgekehrt. Er weint am Bett einer jungen Frau, die bei einer heimlichen Abtreibung gestorben ist. In Brooklyn isst er mit einer Ukrainerin eine Dose Hundefutter. Am bitteren Ende ist er tot, von einem Straßenräuber erschossen. Doch keiner hat ihn wirklich erkannt, er blieb eine anonymer Christus.

Religiöse Bilder sind, streng genommen, immer ein Verstoß gegen das biblische Bilderverbot. Der tschechische Künstler Jan Mancuska zeigt in der Kartause Ittingen eine Arbeit, die das Bilderverbot selbst zum Thema der Kunst macht. Die entscheidenden Sätze aus dem alttestamentlichen Buch Exodus „Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht“ hat er, in zwei Zeilen gut lesbar, Buchstabe für Buchstabe in eine große Wand aus Pressspan gesägt. Der Betrachter liest die Botschaft und fragt sich zugleich neugierig, was wohl hinter der Wand ist. Nähert man sich den „hohlen“ Buchstaben, sieht man kann man durch sie hindurch, etwa durch das „B“ des Wortes „Bildnis“. Dabei aber zeigt sich kein Bild, sondern eine zweite Wand hinter der ersten, auf der wiederum das Bilderverbot zu lesen ist. Verbot und Bild treten zueinander in ein geradezu dialektisches Verhältnis, wenn das Verbot nicht eingehalten wird, sondern ein Bild inspiriert, das Bild jedoch wiederum nichts anderes macht, als nachdrücklich an das Verbot zu erinnern.

Was verbietet das biblische Bilderverbot eigentlich? Es soll Idole abwehren, geschnitzte Götzenbilder, die Vergegenständlichung Gottes im menschlichen Machwerk. Der biblische Gott will keine Repräsentation im Bild. Das Herrscherbild, das den Herrscher nicht nur zeigt, sondern magisch repräsentiert, braucht er nicht, weil er sich überall finden lässt - vor allem in den Menschen, die Ebenbild Gottes sind und sich gerade deshalb keine Gottesbilder anfertigen müssen. Der alttestamentliche Gott will bildlos-transzendent bleiben, nicht verwechselbar mit seiner Schöpfung. Und er will die Menschen davor bewahren, sich ihren Gott selbst zu „bilden“. Das gilt für gemalte Bilder ebenso wie für all unsere Vorstellungen von Gott. Rasch gleiten sie ins Selbst-Fabrizierte ab und vereinnahmen Gott für Eigenes, wenn es sein muss für einen Krieg. Rainer Maria Rilkes hymnische Anrufungen des „Kriegsgottes“ am Beginn des Ersten Weltkrieges zeigen, dass auch Kunst dagegen keineswegs immun ist. Die Ausstellung „Gott sehen“ zeigt einen Sarg, geschmückt mit religiösen Emblemen und pseudo-religiösen Symbolen wie dem Hakenkreuz. Im Namen Gottes töten Menschen ihre Mitmenschen. Gott ist das am meisten „besudelte Wort“, schreibt der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber. „Es ist das beladenste aller Menschenworte. Keines ist so besudelt, so zerfetzt worden.“

Brauchen wir also das Bilderverbot zur „Reinigung“ des Wortes „Gott“ von menschlichen, allzu menschlichen Übermalungen? Bilderstürmer haben so argumentiert. Sie wännen sich im wahren Glauben, die Bildermaler jedoch auch. Ikonen wurden in der orthodoxen Kirche gemalt und verbrannt, während des byzantinischen Bilderstreites im 8. und 9. Jahrhundert. Im Westen entfachte die Reformation einen neuen Bildersturm. Wort und Geist ließen die Schweizer Reformatoren Zwingli und Calvin nur noch gelten, nicht aber Bilder. Religion sollte so sinnvoll sein, dass sie die Sinnlichkeit der Bilder nicht braucht. Das war ein Irrtum, der unter anderen Vorzeichen auch in der katholischen Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil mancherorts aufgeflackert ist. Jetzt waren die Bilder, vornehmlich die des 19. Jahrhunderts, „das Alte“, das einer neuen

Nüchternheit zu weichen hatte. Altäre wurden kurzerhand beseitigt, und viele von ihnen will auch kaum jemand zurückhaben. Allerdings wurde so der Platz frei für allerlei neues Mobiliar, das seine eigene Problematik hat. Nun steht da in einer Barockkirche vor einer in kitschigen Farben gemalten Wald-und-Wiesen-Kulisse der gute Hirte aus Sperrholz mitsamt den selbst gebastelten Schäfchen mit den Fotos der Erstkommunikanten. Hübsch anzusehen zwar, aber mitten in der „Bilder-Falle“: Wir setzen uns im Kirchenraum ein Denkmal. Auch das verbietet die Bibel, wenn wir sie nur etwas wörtlicher nähmen, mit großer Weitsicht.

Eine Begriffsklärung scheint notwendig. Bild und Bild sind nicht dasselbe. Bildhafte oder figürliche Darstellungen sind zu unterscheiden von den symbolkräftigen Beschreibungen Gottes, die ihm Eigenschaften, gleichsam Konturen und Farbe geben. Solche nicht gemalten Gottesbilder sind für den Glauben wichtig, und die religiösen Texte der Menschheit sind voll von ihnen: Gott als Schöpfer der Welt in orientalischen Schöpfungsmythen und in der Bibel; Jesus, der leidende Mensch, der Geist als brausender Sturm.

Weil er ein Gegenüber braucht, kennt der Glaube solche Gottesbilder. Die Bibel des Alten und Neuen Testament bietet sie ihm in fast verschwenderischer Fülle und Vielfalt. Aber auch diese Bilder bleiben Bilder. Sie müssen relativiert werden, weil sie Gott nicht wirklich erfassen können, schon gar nicht ein Bild allein den ganzen Gott. Er ist mehr als die Bilder, die wir uns von ihm machen. Niemand hat ihn je gesehen. Theologen und Philosophen von Thomas von Aquin bis Karl Rahner schärfen den Unterschied ein zwischen unseren Vorstellungen, mit denen wir uns Gott nähern wollen und müssen – und dem bleibenden Abstand zu ihm selbst, zu seinem Geheimnis. Wer von Gott redet, sollte seine abgründigen und rätselhaften Züge nicht ganz außer Acht lassen. In der Fastenzeit ist es gute, weithin leider vergessene liturgische Tradition, dass die kirchlichen Bilder mit Tüchern verhängt werden. Die religiöse Bilderwelt braucht von Zeit zu Zeit eine Bilder-Askese. Die

Osternacht lehrt dann ein neues Sehen, weil die alten Bilder, von Worten und Klängen begleitet, in neuem Licht erscheinen.

„Kein größeres Kompliment“ wurde der Kunst vonseiten der Religion jemals gemacht „als das Bilderverbot“, so der Ägyptologe Jan Assmann. Das Verbot bezeugt nämlich die Macht der Kunst. In der Tat kann sie vieles: Menschen provozieren oder erfreuen, bewegen oder auch langweilen, mit Schönheit und mit Hässlichkeit. Auch kann sie an ihrem Thema, zumal dem religiösen, scheitern. Eine „Kreuzigung“ des tschechischen Künstlers Pawel Althamer in der Kartause Ittingen besteht aus einem zweieinhalb Meter hohen Kreuz vor einer Wand in einem Gewölbe. Dieses Kreuz hat keinen Corpus, dafür aber Lederschlaufen für Arme und Füße und einen durchaus bequemen Fahrradsattel. Jeden Sonntag besteigt ein Schauspieler, mit Dornenkrone und Lendenschurz bekleidet, mittels einer großen Leiter das Kreuz und lässt sich auf ihm nieder - in der Haltung des Gekreuzigten mit ausgebreiteten Armen. Aufsehen erregt eine solche Aktion heute kaum noch. [Ein wenig erinnert sie an südländische Karfreitagsprozessionen oder an Mel Gibbons Passionsfilm, dessen pseudo-realistische Penetranz für einen Kinoerfolg gut war, ansonsten aber kaum Spuren hinterlassen hat, schon gar keine religiösen.]

Provokation ist ein legitimes Mittel der Kunst. Vieles, was heute „gefällt“, war ursprünglich höchst provozierend. Provokation aber, die nicht mehr mit ihrem Thema auseinandersetzt, sondern auf den Gefühlen anderer herumtrampelt, bis diese das nicht mehr aushalten, ist noch lange keine Kunst. [Die Installation des Spaniers Santiago Sierras, die mit den Abgasen von sechs Autos aus der ehemaligen Synagoge von Stomeln bei Köln eine Gaskammer macht, die Besucher mit Schutzmasken und in Feuerwehr-Begleitung betreten konnten, ist eine sinnlose Provokation. Heute nun will der Künstler höchstselbst das Wort ergreifen, um die Botschaft seiner Aktion zu erläutern, was der Aktion selbst ja aus eigener Kraft offenbar nicht gelingt. Die „Banalisation der Erinnerung an den Holocaust“ will er mit dem Werk - „245 Kubikmeter“ heißt es - angreifen. Dass er der Banalisation in die Hände arbeitet, weil

er die Gaskammer zum musealen Ausflugsziel mit dem Kick des nur scheinbar Gefährlichen herabwürdigt, hat er noch gar nicht verstanden. Nicht ein Bilderverbot, aber eine Bilder-Vorsicht sollte es geben bei Themen wie diesem.

Doch zurück zum religiösen Bilderverbot. Das Hauptproblem aller Gottesbilder ist ihr statischer Charakter. Bilder sind wie Momentaufnahmen. Lebendig werden sie erst in Geschichten, in Erzählungen von Gott, biblischen und gegenwärtigen, die glaubhaft sind, weil Menschen hinter ihnen stehen. Wer nur Bilder aufstellt und sie nicht bezeugt und mit ihnen lebt, den trifft in der Tat das biblische Bilderverbot. Schon der alttestamentliche Prophet Jesaia macht sich über kultische Statuen lustig. Seine Beschreibung ist nichts anderes als eine Karikatur des Idols: „Gutes Holz muss man nehmen“, so rät er, weil die Götterstatue sonst fault und wurmstichig wird. Auch sollte sie handwerklich gut verarbeitet sein, damit „der Gott nicht wackelt“. Das biblische Bilderverbot ist ein Einspruch gegen Magie, die Selbstgemachtes als göttlich ausgibt.

Der breite Strom religiöser Kunst versteht sich aber anders, nämlich als Schöpfer menschlicher Spuren, die in die Richtung Gottes weisen. Das Faszinierende dieser Gottesbilder ist, dass der Betrachter mit ihnen gehen muss, wenn sie ihm etwas sagen sollen. Gut sind sie, wenn man sie auch noch ein zweites und drittes Mal sehen will. Und die besten sind jene, mit denen man nicht fertig wird. Sie zeigen etwas von Gott, lassen „Gott sehen“ - und lassen in dem, was sie nicht zeigen, zugleich etwas erahnen von seiner undarstellbaren Größe und seinem Geheimnis.